



Schau an, die spanische Armada ist wieder da, diesmal auch vor Schottland. In Stokers Roman kehren auch ihre Toten aus dem Meer zurück. Das Gemälde von Aert Anthonisz. entstand 1608.

Foto Imago

Von Jürgen Kaube

Hätte die erste Geisterbahn nicht erst 1930 im Seebad Blackpool ihren Betrieb aufgenommen, wir könnten sie als Modell für diesen Roman bezeichnen. In jedem seiner 53 kurzen Kapitel bricht eine neue Wunderlichkeit hervor, fährt kurz über die Köpfe der Leser hinweg, die sich wegduckten, während der Autor, der sie auf waghalsigen Kurvenfahrten durchrütteln lässt, auf einen roten Faden pfeift.

Die Handlung setzt so ein: Der Erzähler, ein junger Anwalt, der fast fünfhundert Seiten lang Ferien in Schottland machen wird, ist überwältigt von den Gewalten des Meeres und der gefährlichen Küste. Gleich auf der ersten Seite erfährt er von seiner Gabe des zweiten Gesichts – er ahnt Todesfälle vor ihrem Eintritt – und macht die Bekanntschaft einer unheimlichen alten Frau namens Gormala, die ähnlich heimgesucht von Prophezeiungen ist. Sie raunt, schimpft und beschwört ihn, möchte ihn in die Welt des Aberglaubens ziehen, redet in Rätseln. Nach wenigen Abschnitten nennt er sie eine Hexe, was jedoch nichts an seinen Gesichtern ändert.

Eines Nachts erlebt er, wie ein Ortsansässiger ertrinkt und kurz darauf all die anderen Toten, die das Meer jemals verschlungen hat, als Untote in einem gespenstischen Marsch und chronologisch nach Sterbedatum angeordnet über die Klippen ziehen. Der fliegende Holländer und Hauffs „Gespensterschiff“ sind nichts dagegen. Wieder bei wachem Bewusstsein, ersteinert der Anwalt, dessen Namen wir erst auf Seite 86 erfahren, denn er ist ja ein Ich-Erzähler, bei einer Auktion verschlüsselte Papiere. Kurz darauf ist er ein Seenotretter, und die See spült ihm eine junge Amerikanerin in die Arme. Natürlich ist sie schön und reizend. Wenige Seiten später macht er ihr, völlig ahnungslos, wer sie ist, einen Heiratsan-

Mit vollen Segeln auf dem Weg zum Decodieren der Liebe

Friedrich Kittler hätte seine helle Freude an diesem Stoff gehabt: Bram Stokers Roman „Das Geheimnis der See“ bietet eine wilde Abenteuer- und Alpträumgeschichte.

trag. Beide stürzen sich auf die Geheimschriften und arbeiten auf der Grundlage von Francis Bacons Binärcode an einem Decodiersystem. Decodieren als erster Schritt zur Liebe: Friedrich Kittler hätte seine helle Freude daran gehabt. Hexe und zweites Gesicht werden vom Roman dann für Hunderte Seiten vergessen.

Im Weiteren tritt der amerikanische Geheimdienst auf sowie böse und ritterliche Fremde, werden Fahrradfahrten und eine Schatzsuche unternommen, auch eine Entführung findet statt. Es kommt zu vielen Diskussionen über die Rolle der Frau, aber auch des Schicksals unter modernen Umständen. Insbesondere waren die Frauen angeht, ist der Roman unschlüssig. Mal heißt es, „kurz darauf bewies sie durch ihre Worte, dass sie letztlich doch nur eine Frau war“. Mal heißt es, „als sie erkannte, dass sie ein Druckmittel besaß, begann sie es nach Art der Frauen sofort zu nutzen“. Dann wieder wird in Gestalt der Amerikanerin eine völlig selbständige, weltzugewandte und mutige Frau geschildert, die der vielen Heiratsanträge wegen, die sie als reiche Erbin erteilt, von Amerika nach Europa geflüchtet ist, nicht ohne zu bedauern, dass sie dort kaum noch Heiratsanträge erhielt. Die Geschlech-

terforschung hätte reiches Material an dieser Figur und am Autor.

Das Spiel der Liebe kann hier nur zu zweit gespielt werden. Die Verliebten reden, worüber sonst, endlos und nuancenreich über ihre wechselseitige Anziehung – und über den Spanisch-Amerikanischen Krieg. Erneut fahren wir mit der Geisterbahn. Schöne Landschaftsschilderungen wechseln sich mit Visionen ab, Alpträume mit der Hingabe ans technische Bewusstsein, politische Intrigen mit ausgiebigen Frühstück. Zwischendurch wird geheiratet. In der Hochzeitsnacht, die das Paar nicht gemeinsam verbringen kann, hackt der Bräutigam angestrengt ein Loch in den Kellerboden seines Hauses, um einen Zugang zur Schatzhöhle zu suchen. Schon wieder hören wir Friedrich Kittler lachen, wir sind in den Jahrzehnten der Psychoanalyse.

„Das Geheimnis der See“ ist also ein wilder Seelen- und Abenteuerroman, eine „gothic novel“, eine Spionageerzählung, ein Katalog der Tourismusbehörde von Aberdeen, eine Konversations- und Liebesgeschichte zwischen dem uralten Europa und der Neuen Welt, dem Anwalt in Trance und dem Mädchen aus Chicago, das in die träumerische Welt der heidnischen Altertümer hineinbricht wie die

Familie von Hiram B. Otis ins Schloss von Canterville. Der Roman trägt mit der Ironie nicht so dick auf wie Oscar Wilde, aber auch in ihm ist die teils erschrockene, teils amüsierte Distanz des Europäers zu seinen Traditionen zu spüren.

Sein Autor Abraham Stoker, der sich Bram nannte, hatte mit „Dracula“ 1897 eine der wenigen literarischen Figuren geschaffen, die weltweit buchstäblich jeder kennt, den Ruhm seines Romans allerdings nicht mehr erlebt. Er starb 1912. Von Beruf war der Ire ein Londoner Theaterdirektor und Assistent des berühmtesten britischen Schauspielers seiner Tage, Sir Henry Irving. Die Ferien verbrachte er oft in Cruden Bay, einem kleinen Dorf an der schottischen Ostküste. Dort schrieb er große Teile von „Dracula“ und machte die Gegend zum Schauplatz von „Das Geheimnis der See“. Dort soll er auch, wie uns das Nachwort des Übersetzers unterrichtet, einer alten Frau begegnet sein, die ihm Modell für die Seherin Gormala stand.

Die ist im Roman eine Allegorie der Warnung davor, dass das Vergangene gar nicht vergangen sei. Und weil das Älteste, das uns umgibt, die Natur ist, stellt die Faszination durch sie, ihre erschreckende Gewalt und milde Schönheit, den Kon-

takt zu dem her, was überwunden nur scheint. Das Hineinragen alter Zeitschichten in die Gegenwart, die Fortdauer von Mythen wie historischen Vergangenheiten war ein Muster von Stokers literarischer Produktion. Mitunter spottet er im Roman über das Zeitbewusstsein seiner Mitwelt, etwa wenn von „meiner alten, vor einem Jahr angenommenen Gewohnheit“ die Rede ist.

Die Skizzen der schottischen Küstenlandschaft, die Stoker zeichnet, sind die zweite große Leistung des Romans. Sie sind um Präzision bemüht und nicht sentimental, weil die Natur selbst nicht rücksichtsvoll ist. Noch in ihrer Schönheit liegt die Täuschung, sie habe einen gemütlichen Platz für ihre Betrachter vorgesehen. Die Natur hat uns aber gar nicht vorgesehen. „Wie alles Schöne auf Erden vergeht es und verhüllt nur den Kummer“, lässt Stoker einen schottischen Schäfer getreu calvinistischer Gesinnung über den herrlichen Sonnenuntergang am Meer sagen.

Es ist tatsächlich wie in einer guten Geisterbahn. Wir halten die Fahrt und die Abfolge der Ereignisse für absurd, wir amüsieren uns über die Versatzstücke, der Ablauf kommt uns erwartbar vor. Und doch erschrecken wir uns, sind wir mitgenommen, schütteln wir am Ausgang unseren Kopf, weil so viel passiert ist. Es dürfte wenig Leser geben, die, wenn sie die Fahrt in diesem Roman zu Ende gefahren sind, nicht mit hundert Eindrücken und Gedanken wieder ins Leben zurückkehren.

Bram Stoker:
„Das Geheimnis der See“. Roman. Aus dem Englischen und hrsg. von Alexander Pechmann. Mare Verlag, Hamburg 2024. 544 S., geb., 48,- €.



Reisende im Orient

Amir Hassan Chehelantans „Die Rose von Nischapur“

Von Lena Bopp

Zur Rezeption der Bücher von Amir Hassan Chehelantan gehört häufig, dass sie als Tore in die fremde, verschlossene Welt des Orients gelesen werden – und als Tore in die womöglich noch verschlosseneren Welt der persischen Dichtung. Chehelantan, 1956 in Teheran geboren und nach Stationen in Italien, Deutschland und den USA seit einigen Jahren wieder dort lebend, lässt immer wieder alte persische Lyriker in seinen Romanen auftauchen und mit ihnen Gedanken, die in der Gegenwart seines Landes nur unter Gefahren zu äußern wären. Zuletzt hielten in „Der Zirkel der Literaturliebhaber“ (2020) mit Ferdosi, Saadi, Rumi und Hafis etliche Geschichten Einzug, die von Beziehungen zwischen Söhnen und Müttern und gleichgeschlechtlicher Liebe unter Männern erzählten. Das nun erschienene „Die Rose von Nischapur“ steht im Bann nur eines Lyrikers: Omar Khayyam, Universalgelehrter und Dichter im elften Jahrhundert. Das tut es allerdings gründlich.

Denn es ist die Faszination für Omar Khayyam, die einen jungen Engländer namens David nach Teheran reisen lässt, wo er von Nader und dessen Verlobter Nastaran empfangen wird. Nader ist ein arriierter Schriftsteller und hat den Kontakt zu David gehalten, nachdem er ihm bei einer Lesung in London begegnet war. Nun zeigt er David Teheran, eine Stadt, die in Chehelantans behutsamen Schilderungen wie ein schlafender Riese wirkt, eine Metropole, die auf der Bremse steht, jederzeit bereit loszubrechen, sobald man sie lässt.

Nader und Nastaran führen ein normales Leben. Er schreibt, sie illustriert. Er möchte nicht heiraten, sie will Kinder. Ab und an kommen Nastarans Mutter und deren Bruder zum Abendessen, zu denen der



Amir Hassan Chehelantan:
„Die Rose von Nischapur“. Roman. Aus dem Persischen von Jutta Himmelreich. Verlag C. H. Beck, München 2024. 239 S., geb., 24,- €.

Bruder stets zwei Flaschen seines selbstgekelterten Weines mitbringt. Man ist sich einig in der Abneigung gegenüber den Mullahs, die man beim Tischgespräch kaum eines Wortes würdigt. Man hat sich eingerichtet. Häufig drehen sich die Konversationen um Omar Khayyam und sein Lob des Hedonismus, seine Auflehnung gegen den göttlichen Willen und sein Beharren auf Vergänglichkeit. Im Raum steht dabei letztlich die von Chehelantan bereits in anderen Büchern vertretene These, dass Dichter wie Omar Khayyam für den Genuss, die Liebe und das Diesseits plädieren, weil sie ahnten, dass vom Jenseits nichts Besseres zu erwarten sein dürfte. Das darf man als Kritik an den in Iran derzeit vorherrschenden frömmelnd-strengen Interpretationen von Religion verstehen.

Dass diese Tischgespräche sich stellenweise wie literaturhistorische Seminare lesen, ist eine verzeihliche Schwäche des Buches. Ausgefällert geschildert ist, was sich auf nonverbaler Ebene an diesen Tischen tut, denn zwischen dem Paar und David, der nach einem ungeschickten Unfall einige Wochen bei Nader und Nastaran einziehen muss und von beiden fürsorglich umhert wird, entspinnt sich eine Dreiecksgeometrie, die sich zum Ende des Buches hin in einen Krimi verwandelt. Chehelantan zeichnet seine drei Figuren als Menschen mit Geheimnissen, die sie trotz aller Zugewandtheit voneinander verbergen. Sein Stil ist nüchtern, er evokiert keine Stimmungen, sondern beschreibt sie, allerdings auf eine Art, die den Raum offenhält für allerlei Rätsel. In das irdische Geschehen eingewebt sind immer wieder Träume, die Nader und Nastaran (aber nicht David) nachts heimsuchen, was der Erzählung zusätzlich einen märchenhaften Zug verleiht. Mehrfach fällt der Satz: „Er wusste es nicht zu sagen.“

Was genau? Andeutungen mehrten sich. Nicht zufällig wird sowohl von Omar Khayyam als auch von dessen im achtzehnten Jahrhundert lebenden britischen Übersetzer immer wieder erzählt, sie beide hätten homosexuelle Neigungen gehegt – ein Verlangen, das bei Chehelantan in der Vergangenheit bereits mehrfach zur Sprache kam und mit ein Grund dafür sein dürfte, dass seine Bücher schon lange nicht mehr in Iran, sondern zuerst in deutscher Übersetzung erscheinen. Die Begegnung mit David weckt in Nader jedenfalls alte, tief verborgene Gefühle.

Was sie auf der anderen Seite auslöst, steht dahin. Denn David, der durch altpersische Lyrik entflammte Brite, der sich seines Glückes durchaus bewusst, einer Leidenschaft folgend durch Teheran flaniert und eine fremde Kultur aufsaugt, bleibt der große Unbekannte in dieser Geschichte. Bezeichnenderweise dringt Chehelantan so gut wie nie in Davids Innenleben ein. Es ist, als bliebe es auch ihm, dem Schriftsteller, verborgen. Dabei bedeutet der westliche Orientreisende, der gute Absichten hegt und ein Trümmern hinterlässt, eine neue Figur in Chehelantans Repertoire. Und sein kritisches Potential ist hier noch nicht ausgeschöpft.

Der Allmächtige gab ihnen nur ein kleines Schrotland

Und dann fiel ihm das Gehirn raus: Worauf zielt George Saunders mit seiner Parabel „Die kurze und schreckliche Regentschaft von Phil“?

Von Jan Wiele

Sperri? Das wäre, so ehrlich muss man sein, als Charakterisierung für manche Texte von George Saunders noch untertrieben. Es ist, als wollte der Texaner, der in gewisser Hinsicht in der Tradition des „Southern Gothic“ oder der „Southern Grottesque Literature“ der amerikanischen Südstaaten steht (und in anderer Hinsicht auch gar nicht), manchmal geradezu Warnschilder vor seine Erzählungen stellen, auf denen steht: „So leicht kommt du hier nicht rein!“ Und genau das macht ihren Reiz aus.

Dieses Jahr kann man sich gleich anhand zweier übersetzter Bücher davon einen Eindruck auf Deutsch verschaffen. Im Frühjahr erschien „Tag der Befreiung“, ein Band mit Erzählungen ganz unterschiedlicher Länge und Wesensart. Die Titelerzählung etwa ist beinahe ein Roman, aber selbst nach dreimaligem Lesen gibt er noch Rätsel auf. Kein Wunder, ist doch seine Hauptfigur ein Android, der

bei einer Reinszenierung der Schlacht am Little Big Horn mitwirkt und offenbar mehr Bewusstsein hat, als seine Schöpfer glauben.

Andererseits hält „Liberation Day“ aber auch kurze, ganz zugängliche Texte bereit wie die Erzählung „Mein Haus“, in der jemand kurz vorm Kauf seines Traumhauses steht und es dann aufgrund eines Moments des Zögerns doch nie beziehen kann.

Mehr oder weniger deutlich schreibt Saunders seinen Texten auch Reflexionen auf eine konkrete, nicht immer amerikanische Gegenwart ein, beziehungsweise: Er projiziert, wie Science-Fiction das gemeinhin tut, gewisse Trends daraus in die Zukunft. Eine Geschichte in Briefform etwa, in der ein Großvater an seinen Enkel schreibt, handelt von einem regierenden „Clown“, der jeden Tag eine neue Grenze des Anstands überschreitet. Das Land, das er regiert, ist indes schon zu einem veritablen Polizeistaat mutiert.

In diesem Herbst nun erscheint noch ein Saunders-Buch erstmals auf Deutsch, das ebenfalls parabelhaft wirkt: „Die kurze und schreckliche Regentschaft von Phil“ wurde im Original bereits 2005 veröffentlicht. Es fällt in puncto Sperrigkeit mit der Tür ins Haus: Denn es handelt von einem seltsamen Land aus zwei Teilen, die sich „Innen-Horner“ und „Außen-Horner“ nennen. Die Einwohner heißen folglich „Innen-Horneriten“ und „Außen-Horneriten“. Das ist nicht das Einzige, was den Lesefluss hemmt oder den Atem stocken lässt. Denn die besag-



George Saunders

Foto Ramin Talaei

ten Einwohner darf man sich kaum als normale Menschen vorstellen, sie tragen Rückgrat und Organe entblößt, „pieseln Maschinenöl“, und wenn es schlecht läuft, dann wie folgt: „Der Bolzen, der sein Gehirn auf seiner riesigen Gleitablage in Position hielt, fiel manchmal raus, dann rutschte sein Gehirn schnell an der Ablage herunter und klatschte zu Boden.“

Dennoch haben die Horneriten viel mit Menschen gemeinsam, die Außen-Horneriten vor allem mit solchen, die andere unterdrücken und kolonisieren. Die Innen-Horneriten, von denen es nur

sechs gibt, haben indes ein Problem: Ihr Land ist so klein, dass sie gar nicht alle darin Platz finden. Immer müssen welche in einem Gebiet stehen, das schon zu Außen-Horner gehört. Das bringt dessen Bewohner auf eine Idee: „Besteuert sie!“

Mit weiteren Plänen zur gnadenlosen Ausbeutung der Innen-Horneriten gelang ein Außen-Hornerit namens Phil an die Macht: „Ist es etwa unsere Schuld, dass diese kleinen Wischer nur so ein kleines Schrotland haben? Ich denke, nein.“ Schnell ist auch noch göttliche Rechtfertigung zur Hand: „Gott der Allmächtige hat ihnen dieses kleine Schrotland nicht ohne Grund gegeben, aber diese Gründe liegen bei Ihm.“ Bald schon gleicht das ausgebeutete Kleinland „einem offenen Grab“. Aber auch für Phil wendet sich das Blatt bald wieder, und dann erfolgt, wie aus dem Nichts, ein göttlicher, friedensstiftender Eingriff.

Multiple Bezüge auf koloniales Sendungsbewusstsein in Geschichte und Gegenwart scheinen in der Erzählung auf. Bei der Offenheit und Rätselhaftigkeit hätte es ruhig bleiben können. In diesem Fall aber – und weil die Parabel zwanzig Jahre später auch noch ganz neu zu deuten ist –, fühlte sich ihr Schöpfer bemüht, ihr noch ein erklärendes Nachwort beizugeben. George Saunders beteuert: „Ich hatte kein Thema, keine explizite Absicht. Ich versuchte einfach nur, normale Sprache zu vermeiden und in jeden Satz einen Schuss Seltsamkeit zu injizieren.“ Das ist ihm gewiss gelungen – und dem Übersetzer Frank Heibert auch die

Transferleistung, besonders wenn Phils „Typ C-Gehirn“ Aussetzer hat und schließlich „zischend abgast“.

Was den Schlüsselcharakter der Erzählung angeht, sagt Saunders: „Während ich an dem Buch arbeitete, bewegte es sich in eine irgendwie politische Richtung, und ich stellte fest, dass ich das zu lieb und mein Denken für etwas öffnete, was ich damals als ‚diverse Arten von Dysfunktionalität des 20. Jahrhunderts‘ sah: den Holocaust, den Nahostkonflikt, den Völkermord in Ruanda, unseren Krieg im Irak, verschiedene fremdenfeindliche Tendenzen im Kielwasser von 9/11.“ Immer jedoch, wenn das Ziel der Satire zu klar erkennbar zu werden drohte, so Saunders, habe er das Buch absichtlich in eine andere Richtung geschubst, „indem ich mit Gewalt eine andere Katastrophe des 20. Jahrhunderts einführete“. Das ist aufschlussreich, und doch stellt sich die Frage, ob Saunders' Literatur nicht eigentlich dafür gemacht ist, genau solche Deutungen weg- und dem Leser zu überlassen. Das gilt auch für die Illustrationen, die dessen Phantasie unnötig einengen.

George Saunders:
„Die kurze und schreckliche Regentschaft von Phil“. Aus dem Englischen von Frank Heibert. Illustrationen von Benjamin Gibson. Luchterhand Literaturverlag, München 2024. 144 S., geb., 20,- €.

